

Aus der Stille

— Überleben ist der Anfang —

Kathrin Eichhorn

~ 2 ~

Aus der Stille –

Überleben ist der Anfang

Impressum

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über dnb.dnb.de abrufbar.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus
Informationen insbesondere über Muster, Trends und
Korrelationen gemäß §44b UrhG („Text und Data Mining“) zu
gewinnen, ist untersagt.

© 2026 Kathrin Eichhorn

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung
außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne
Zustimmung der Autorin unzulässig.

Lektorat: Christine Schirmer Gedankenwelten Lektorat

Korrektorat: Christine Schirmer

Verlag: BoD · Books on Demand GmbH, Überseering 33,
22297 Hamburg, bod@bod.de

Druck: Libri Plureos GmbH, Friedensallee 273, 22763 Hamburg

ISBN: 978-3-6951-0146-7

**Für jene, die alte Wahrheiten in sich
tragen
und sich trauen diese zu hinterfragen.**

Content Note:

Dieses Buch enthält Darstellungen von körperlicher und emotionaler Gewalt, Kindesvernachlässigung, Suizidalität und traumatischen Erfahrungen.

Bitte achte beim Lesen gut auf dich.

Hinweis: *Sämtliche im Buch verwendeten Namen und identifizierenden Details wurden zum Schutz aller Betroffenen verändert.*

Kapitel 1 – Und plötzlich ändert sich alles

„Ich liebe dich.“

Es war ein sanftes Streichen über meine Wange, das mich irritierte. Mein Großvater hatte mich noch nie so geweckt. Eigentlich war er kein Mann der Berührungen, kein Mann der Zärtlichkeiten oder sanften Gesten.

Sein Körper war rau, sein Wesen kühl. Und doch war es genau diese Berührung auf meiner Haut, die mich aus dem Schlaf holte – bevor ich überhaupt ahnen konnte, dass dieser Morgen anders war als alle anderen.

Ich blinzelte, drehte mich zu ihm, noch ganz benommen. Dann sprach er es aus, einfach so, als wäre es das Normalste der Welt: „Du sollst runter zur Oma gehen, die Mama ist tot.“

Die Worte fielen in mein Bewusstsein wie ein Glas, das auf einem Stein zerschellt. Ich hörte sie. Verstanden habe ich sie nicht. Ich fühlte mich, als wären diese Worte gar nicht für mich bestimmt gewesen. Sie prallten an mir ab. Mein Inneres wurde taub, als wäre ich in Nebel gehüllt.

Mama ist tot?

Das konnte doch gar nicht sein. Sie war krank – ja, das wussten wir. Das hatte unsere Oma uns beiläufig erzählt – mir und meiner Schwester.

Und sie war im Krankenhaus gewesen; dort war sie operiert worden. Danach war sie in einer Kurklinik. Wir haben sie auch einmal dort besucht.

Ich weiß noch genau, wie gut es ihr ging. Sie sah viel besser aus als beim letzten Mal, als ich sie noch im Krankenhaus besucht hatte.

Am Tag nach ihrer Operation haben wir sie besucht. Alle waren so komisch an diesem Tag – anders als sonst, nicht so gemein zu mir.

In ihren Blicken lag keine Verachtung. Aber deuten konnte ich dieses Verhalten trotzdem nicht. Vielleicht verhielten sie sich so, weil sie wussten, wie ernst die Krankheit meiner Mutter war. Vielleicht wusste meine Oma, dass diese Operation nicht der Anfang eines Heilungsprozesses war.

Rückblickend muss zumindest meine Oma gewusst haben, dass diese Operation der Beginn des letzten Weges für meine Mama war.

Ich versuchte, nicht aufzufallen, keinen Ärger zu verursachen. Weil ich mich so freute, dass ich meine Mama endlich wiedersehen würde. Ich wollte mir das nicht ruinieren, also gab ich mir sehr viel Mühe an diesem Tag.

Sie konnte kaum sprechen. Irgendwie sah sie auch nicht aus wie meine Mutter. Sie wirkte fahl, war blass. Einfach erschöpft. Ihr Gesicht verbarg sich hinter tiefen dunklen Augenringen.

Von ihrem herzlichen, warmen Gesicht mit den vielen Sommersprossen war fast nichts mehr zu erkennen.

Es wirkte so, als hätte etwas das Leben aus dem Körper meiner Mama gezerrt.

Sie bat mich, etwas näher zu kommen. Sprechen konnte sie kaum. Sie winkte mich eher zaghaft zu sich. Ich beugte mich zu ihr. Sie flüsterte mir ins Ohr:

„Ich liebe dich.“ – Es war das letzte Mal, dass ich diese Worte von ihr hörte.

In diesem Moment überkam mich eine Welle der Emotionen. Ich weiß nicht, wie lange ich sie zu dem Zeitpunkt nicht mehr gesehen hatte.

Aber in mir begann ein Strudel der Sehnsucht zu wirbeln. Ich begann zu weinen und erwiderte ihre Worte. Im Raum herrschte Stille.

Meine Tante, meine Oma, meine Schwester erstarrten.

Nicht wirklich – nur in meiner Erinnerung ist dieser Moment eingefroren.

Als Mama dann in der Kurklinik war, war ich hoffnungsvoll. Sie lag nicht mehr kränklich in einem Bett. Sie flüsterte nicht mehr, ihre Stimme war klar. Sie sah viel gesünder aus.

Für mich war klar: Bald kommt sie nach Hause.

Wie lange sie tatsächlich krank war, kann ich heute kaum mehr rekonstruieren.

Aber nach einiger Zeit sagte meine Oma zu meiner Schwester und mir, dass wir zu unserer Tante ziehen sollten. Ich dachte, es wäre nur vorübergehend, bis meine Mama wieder da wäre. Meine Tante lebte zusammen mit meinem Opa im selben Haus, einem großen Einfamilienhaus, welches meine Großeltern gebaut hatten.

Das Erdgeschoss war unbenutzt, aber möbliert. Diese Etage besaß meine Großmutter. Sie selbst lebte aber nicht dort. Und hier war auch mein Zimmer, direkt anliegend befand sich das Zimmer meiner Schwester.

Es war eine Art Wintergarten, in den sie kurzerhand ein Bett stellten.

Später würde es das Zimmer werden, in dem meine Mama sterben würde.

In der ersten Etage lagen das Zimmer meines Opas, die Küche und das Wohnzimmer meiner Tante sowie ein kleines Bad, welches ausschließlich von meinem Opa genutzt wurde. Das Dachgeschoss war ausgebaut, hier befand

sich das Schafzimmer meiner Tante und meines Onkels. Auch hier gab es ein kleines Badezimmer und das Kinderzimmer meines Cousins.

Von unserer Wohnung aus, lag das Haus direkt gegenüber auf der anderen Straßenseite. Rechts war die Straße mit Einfamilienhäusern bebaut. Das vorletzte Haus gehörte meiner Oma und meinem Opa.

Links standen Mehrfamilienhäuser. Im letzten Haus der Straße im Erdgeschoss war unsere Wohnung. Es war ein typischer DDR-Wohnblock, fünf oder sechs Etagen – damals sehr modern.

Hinter dem Haus befand sich eine große Grünfläche. Sogar einen Sandkasten gab es. In diesem Hof habe ich viele Stunden meiner Kindheit verbracht – meist allein, manchmal aber auch mit den Kindern, die in unserer Straße wohnten.

Selten mit meiner Schwester. Wir haben meistens nur gestritten. Ich habe mich ihr nie

verbunden gefühlt. Obwohl ich es gerne getan hätte – damals zumindest.

Die Straße selbst konnte man nur von unten her befahren. Es war eine Sackgasse. Angrenzend befanden sich die Blumenfelder eines riesigen Gartencenters – N. L. Christensen, so hieß es.

Meine Großeltern waren geschieden, das war schon immer so gewesen. Seit ich denken konnte, waren sie getrennt. Über meinen Opa hat niemand in der Familie je positiv gesprochen. Bestenfalls wurde er ignoriert – so wie ich.

Mir erschien es zunächst auch sinnvoll, dort einzuziehen, denn solange Mama im Krankenhaus war, konnten wir ja nicht alleine bleiben.

Ob meine Schwester ahnte, wie ernst die Lage war, weiß ich nicht.

Wir haben nie darüber gesprochen. Jeder hat funktioniert – auf seine Art.

Als meine Mutter dann entlassen wurde, wurde sie im Zimmer meiner Schwester untergebracht. Diese durfte daraufhin bei meinem Cousin schlafen. Für sie war das toll, die beiden verstanden sich gut.

Es war, als wäre er ihr kleiner Bruder. Sie war ganz anders zu ihm als zu mir. Sie kümmerte sich um ihn, holte ihn vom Kindergarten ab, spielte und scherzte liebevoll mit ihm. Er liebte sie und sie ihn.

Ich war als Kind neidisch auf diese Verbindung, weil ich die kleine Schwester sein wollte, die umsorgt wurde.

Eine kleine Schwester, die sich nicht so allein gefühlt hätte.

Aber – und das wusste ich schon immer – mir stand diese Rolle ja nicht zu. Ich verdiente sie nicht.

Ich sollte zu meinem Opa, damit meine Oma direkt nebenan für meine Mama da sein konnte.

Für mich war das auch in Ordnung. Ich mochte ihn, auch wenn er und sein Zimmer komisch gerochen haben. Nach Bier und Schnaps.

Aber gut ging es meiner Mama nicht. Sie lag nur noch im Bett, meistens erkannte sie mich nicht, wenn ich von der Schule nach Hause kam. Nach der Schule ging ich immer zuerst zu ihr ins Zimmer. Sie war verwirrt, sagte seltsame Sachen. Einmal forderte sie mich zum Tanzen auf – gerade, als die Krankenschwester da war, die täglich kam, um ihr Medikamente zu geben.

Ich war sichtlich verwirrt und so erklärte mir die Krankenschwester, dass meine Mama diese Sachen wegen ihrer Medikamente sagte, dass sie nicht so klar im Kopf war.

Ich verstand sofort, wie sie das meinte aber nicht genau, was sie meinte. Mir machte es ein bisschen Angst, wenn meine Mama so komisch war – und das war sie zu dieser Zeit oft.

Für mich war das damals kein Hinweis darauf, dass sie bald sterben könnte. Wie auch?

Ich wusste ja nicht einmal so richtig, was der Tod sein sollte.

Ich dachte, sie sei einfach noch krank.

Darüber haben weder meine Oma noch meine Tante mit mir gesprochen, und warum auch?

Ich war es gar nicht wert.

Vielleicht wollte ich es aber auch einfach nur nicht wissen.

